

Blaupause einer flexiblen Lebensform

Journal Article

Author(s):

Mähr, Moritz 

Publication date:

2012-09

Permanent link:

<https://doi.org/10.3929/ethz-b-000449826>

Rights / license:

[In Copyright - Non-Commercial Use Permitted](#)

Originally published in:

Trans 2012(21)

BLAUPAUSE EINER FLEXIBLEN LEBENSFORM

Moritz Mähr

088

Der Pluralismus der Lebensformen des 21. Jahrhunderts stellt die Architektur vor neue Herausforderungen. Das bürgerliche Ideal der Kleinfamilie erodiert wie die Sandsteinfassaden der Mehrfamilienhäuser aus der Epoche des Jugendstils. Die 5-Zimmer-Wohnungen bieten unserer Realität je länger desto weniger den angemessenen Raum. Denn das Paar, das diese Wohnung einst mit ihren beiden Kindern bewohnt hat, ist geschieden. Die Mutter wohnt mit ihrem neuen Mann auf einem Bauernhof am Stadtrand. Der Vater lebt mit seinem Lebenspartner in einem Loft im ehemaligen Industrieviertel.

Platz hat es genug auf dem Bauernhof, aber die Musik der adoleszenten Kinder spielt in der Stadt. Ihre Schule, ihre Freunde, ihr Leben – alles ist dort. Doch die Stadt ist ein unwirtlicher Ort für Patchwork-Familien und alternative Lebensformen. Ihre Struktur ist viel zu rigide und zu träge für das Tempo, in dem sich unsere Vorstellung vom Leben ändert. Denn ein Haushalt zerfällt nicht mehr erst nach episch anmutenden Halbwertszeiten, sondern bereits wenn das jüngste Kind flügge geworden ist.

Heute ändert sich die Konstellation im Zweijahrestakt und wir versuchen, unser Leben unter den gegebenen räumlichen Verhältnissen in Ordnung zu bringen. Dabei kommt dem Raum bei der Konfiguration unserer Lebensform eine zentrale Rolle zu. Er bildet den Rahmen, in dem wir eine neue Ordnung herstellen können. Doch leider ist dieser Rahmen für Normalverdiener nur in standardisierten und abgeschlossenen Konfigurationsgrößen zu haben: von der «small» Einzimmerwohnung über die «medium» Vierzimmerwohnung bis hin zur «large» Fünfzimmerwohnung.

Die grenzenlosen Übergrößen, die jede noch so avantgardistische Lebensform zulassen, bleiben den Superreichen vorbehalten. Unsereins ordnet seine Lebensform den räumlichen Gegebenheiten unter. Aber auch diese unausweichliche Notwendigkeit ist nicht in Stein gemeißelt und die Autorität kleinbürgerlicher Konzepte gerät (zumindest in der grössten Schweizer Stadt) zunehmend ins Wanken: Nur gerade die Hälfte der Zürcher lebt noch im Familienverband, Einfamilienhäuser sterben aus und familienkompatible Vierzimmerwohnungen entstehen vorzugsweise am nördlichen Stadtrand, der in den vergangenen zehn Jahren vermehrt von sozial benachteiligten Immigranten besiedelt worden ist. Und genau diese Spannung

der morschen, sich aber nicht auflösenden Gegensätze scheint unserem eingangs formulierten Szenario seine gesellschaftliche Brisanz zu verleihen. Denn es scheint, als ob diese Spannung die Kategorien der traditionellen räumlichen Konzepte inzwischen so krass überfordern würde, dass wir ihr nur noch mit einer lethargisch anmutenden und in ihrer ideologischen Ohnmacht verharrenden Zivilisationskritik begegnen können.

Nun möchte ich jedoch nicht die Fragen erörtern, wie diese Spannung entstanden ist oder zu deuten sei, sondern was die Architektur zu ihrer Überwindung beitragen kann.

Bevor wir jedoch zur Frage gelangen, was die Architektur leisten könnte, muss ein kurzer Seitenblick auf die faktischen Möglichkeitsbedingungen gemacht werden. Denn es wäre vermessen, den Tribut für die Überwindung des Status Quo von der Architektur alleine zu fordern. Natürlich müssen zuerst die materiellen Räume für die freie Entfaltung der Architektur geschaffen werden. Dabei stehen insbesondere die Politik und die Wirtschaft in der Pflicht. Denn jeder noch so visionäre Entwurf bleibt ein Papiertiger, wenn seine Finanzierung nicht gesichert ist und die politischen Rahmenbedingungen nicht gegeben sind. Dabei sind es insbesondere die ökonomischen Sachzwänge, die den Gehorsam gegenüber dem Status Quo beinahe schon implizieren: Die Banken haben keine entsprechenden Angebote zur Baufinanzierung, die unkonventionellen Lebensformen Rechnung tragen würden und beispielsweise eine flexible Kollektivierung der Finanzierung erlauben. Bausparen, Hypotheken etc. sind auf statische Verhältnisse und langfristige Zeithorizonte ausgelegt.

Umschichtungen, Ein- und Ausstieg sind nerven- und zeitraubenden Prozeduren, die diese Verträge mit sich bringen und ganz nebenbei auch noch eine Stange Geld kosten. Das alleine scheint mir jedoch nicht das zentrale Problem zu sein: Denn zum einen ist es fraglich, wer seine Ersparnisse in ein Projekt investieren möchte, dessen Bauphase unter Umständen die familiäre Konstellation überdauert, und zum anderen haben viele Menschen gar kein Ersparnis, was die Frage nach einem Eigenheim sowieso obsolet macht. Deshalb braucht es auch institutionelle Ansprechpartner, die sich diesem Problem annehmen. In der Stadt Zürich bieten Wohnungsbaugenossenschaften mit einem Anteil von fast 20% am Gesamtbestand überdurchschnittlich vielen Men-

schen Wohnraum zu vertretbaren Konditionen, sie bleiben leider jedoch häufig immer noch im Paradigma der Kleinfamilie verhaftet. Oft fehlt den Entscheidungsträgern der Mut, neue Wege zu beschreiten, und in den Architekturwettbewerben werden Konzepte gekürt, die mit dem Mainstream vereinbar sind. Diese Probleme liegen auf der Hand und sollen auch nicht zum Fokus der Architektur gemacht werden. Sie dürfen jedoch nicht zu einer pessimistisch-realistischen Einstellung führen, die sich ihrer Pflicht, die Zukunft mitzudenken, enthoben fühlt. Deshalb möchte ich wieder zur eigentlichen Ausgangsfrage zurückkehren und eine mögliche gesellschaftliche Funktion der Architektur eruieren.

Die Architektur hat die Disposition, über die Funktion eines Spiegels der Gesellschaft hinauszugehen und zukünftige Lebens- und Arbeitsformen zu erschaffen. Diese formative Sicht kontrastiert eine Sichtweise über die Aufgabe der Architektur, die sich darauf beschränkt, den sich ändernden sozialen Realitäten mit den Mitteln einer massenpsychologisch bewussten Ästhetik einen Raum zu geben. Zudem lässt sie Platz für Betrachtungen auf der Ebene der zwischenmenschlichen sozialen Praxis. Die Architektur erweckt viel zu oft den Eindruck, sich gesellschaftlichen Problemen nur noch aus der Vogelperspektive nähern zu wollen. Mit viel Elan werden Schlagworte wie Klimawandel, Energiewende, Überbevölkerung und Zersiedelung auf die Agenda des Diskurses gesetzt. Dabei besteht die Welt nicht nur aus ihren Aggregatseffekten, sondern aus Individuen, die vor dem Hintergrund ihrer lebensweltlichen Situation die «besten» Entscheidungen fällen müssen – oftmals unter dem bereits beschriebenen restringierenden finanziellen Druck.

Wenn man sich dieser Tatsache bewusst wird, erkennt man, welches unkalkulierbare Potenzial ein solcher Perspektivenwechsel birgt: Was wäre, wenn die Architektur das Kinderkriegen vom Leben im Familienverband abkoppeln könnte? Würde die Frage des Kinderkriegens immer noch so oft hinsichtlich ihrer finanziellen Konsequenzen entschieden? Was wäre, wenn die Architektur das Konzept der Allmende aus ihrer bäuerlichen Verzauberung in die Gegenwart der Wissensgesellschaft transferieren könnte? Würden wir alle nur noch in Coworking Spaces arbeiten?

Damit sind nur einige spekulative Beispiele benannt, die sich aus diesem Perspektivenwechsel

ergeben könnten. Voraussetzung dafür ist aber, dass die Architektur zu sehr konkreten Dingen Stellung bezieht; insbesondere dazu, welche Lebensform sie befördern möchte. Eine Gratwanderung, deren Grenzen sich zwischen der städteplanerischen Totalität Le Corbusiers und einer allen Ansprüchen gerecht werden wollender, multifunktionalistischen Architektur bewegen. Ist sie dazu nicht bereit, wird sie weiterhin ausführendes Organ einer Klasse von politischen Entscheidungsträgern sein, die sich zwar gerne von Soziologen und Pädagogen in ihren Ideen unterrichten lassen, deren Entscheidung aber nicht über die Durchschnittlichkeit des Common Sense hinaus gehen.

Anstatt jene eierlegenden Wollmilchschweine und andere polymorphe Unwesen zu konzipieren, könnten wir unserer Fantasie freien Lauf lassen und uns höchst spekulativ eine ganz konkrete Welt ausmalen, die den normativen Rahmen für eine ganz andere Architektur mit sich bringt: Der Privatverkehr, ein Relikt des 20. Jahrhunderts, ist verboten worden – er ist zu umweltschädlich, zu protzig. Auf Fahrrädern, die allen und gleichzeitig niemandem gehören, düsen wir von einem Projekt zum anderen. Unsere Projekte sind zum Sinnbild des Lebens geworden und wir unterscheiden nicht mehr zwischen Arbeit und Freizeit. Unser Wissen bieten wir auf virtuellen Plattformen an. Es ist dabei gleichgültig, ob es von multinationalen Companies, NGOs oder dem Government höchstpersönlich in Anspruch genommen wird.

Heute arbeiten wir hier, morgen dort. Einmal fühlt es sich nach Stress an, das nächste Mal nach Spass. Das bedingungslose Grundeinkommen nimmt uns dabei unsere Existenzängste. Niemand kümmert sich mehr ums Bruttoinlandsprodukt, denn das Bruttonationalglück ist zum Gradmesser unserer Wirtschaft geworden. Urban Farming ist kein schöngeistiges Hobby mehr, sondern ein wichtiger Bestandteil unseres Lebens. Biologische Abfälle werden zusammen mit Sonnenlicht und Erdwärme als elektrische Energie in ein Mega-Grid aus Kleinstkraftwerken und Batterien geleitet und versorgen uns mit Strom. Auch die Elternabende in der Schule haben sich verändert. Anstatt der Mutter und dem Vater sitzt eine sippenhafte Gruppe vor der Lehrperson. Alle fühlen sie sich für dieses Kind verantwortlich und das nicht in einem biologischen Sinne. Auch die älteren unter uns. Sie verbringen ihre letzten Jahre nicht mehr in halbgeschlossenen Anstalten, ihre Reintegration in die Gesellschaft und ihre Aufgabe bei der Erziehung der

Kinder bewahrt sie vor einer verordneten geistigen Umnachtung.

Unsere Gesellschaft gehört wieder uns. Kleinere politische Einheiten haben unsere Identität und unser Verantwortungsbewusstsein gestärkt, der Überhang an negativen Freiheitsrechten wurde durch die Übernahme positiver Rechte kompensiert. Wissen ist das Wirtschaftsgut, von welchem wir nicht genug bekommen können. Im Gegensatz zu materiellen Dingen herrscht keine Rivalität im Konsum und es kann niemand davon ausgeschlossen werden. Wir untermauern das noch, indem wir die Urheberrechte durch innovationsfördernde Creative Commons ersetzen und die Welt der Ideen wieder zu einem Gemeinplatz gemacht haben. Wir sind Teil eines Netzwerks. Unser Wissen bildet die Schnittstelle zwischen den physischen Knoten und dem Geist, der sich in diesen virtuellen Strömen manifestiert.

So utopisch sich diese Welt auch anhören mag, sie ist eine der möglichen Welten, in der wir uns zukünftig befinden werden. Sie ist der Ort unserer Wünsche und Vorstellungen, die nicht nur unsere Träume, sondern auch unser berufliches und politisches Leben anleiten sollten. Deshalb ist es wichtig, eine (oder mehrere) Utopien zu haben, und dieses normative Gefüge in seine Arbeit einfließen zu lassen:

Neue Räume entstehen auf Trampelpfaden und nicht auf Autobahnen.

Moritz Mähr, geb. 1987

studierte Ökonomie und Philosophie an der Universität Zürich und der HU Berlin. 2008 Gründung des Vereins Kernreaktor. Seit 2011 Masterstudium Geschichte und Philosophie des Wissens an der ETH Zürich.